

GESUINO
NÉMUS



*Süße
Versuchung*

SARDINIEN-KRIMI

EISELE

Gesuino Némus
Süße Versuchung

GESUINO
NÉMUS



*Süße
Versuchung*

AUS DEM ITALIENISCHEN
VON JULIANE NACHTIGAL

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:
www.eisele-verlag.de

Das Zitat auf S. 237 ist entnommen aus: Jakob Sprenger/Heinrich Institoris.
Der Hexenhammer. Erster Teil. Aus dem Lateinischen übertragen und
eingeleitet von J. W. R. Schmidt, 1906, Projekt Gutenberg.

Die Übersetzung des vorliegenden Werkes wurde vom Zentrum für Bücher
und Lesen des italienischen Kulturministeriums gefördert. Wir danken für
die freundliche Unterstützung.



Die Originalausgabe »Ora Pro Loco« erschien 2017 bei Edizione Manubri,
einem Imprint der Elliot Edizioni, Rom.



2. Auflage

© 2017 Lit Edizioni Srl

© 2022 der deutschsprachigen Ausgabe

Julia Eisele Verlags GmbH, München

This translation of *Ora Pro Loco* is published by arrangement with Amp
Margini Literary Agency and with the authorization of Lit Edizioni.

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Alegreya

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-96161-132-4



1.

Sein Herz hatte die Form einer Nuraghe. Er war ein *sardopatico*, ein Sarde durch und durch. Er war mit dieser Missbildung auf die Welt gekommen, die ihm einen frühen Tod bescherte. Unfreiwillig und zu seinem großen Bedauern senkte er das Durchschnittsalter auf jener von Meeresblau umgebenen »Insel auf der Insel«, die es, was späten Tod anging, leicht mit Okinawa aufnehmen konnte. Er unternahm alles, wenn auch vergeblich, um sein Ableben hinauszuzögern und wie die Hundertjährigen aus der Provinz Ogliastra gesund zu essen: fettes Schafsfleisch, reifer Pecorino mit Würmern, *culurgiones*, die vor Knoblauch und salzigem Käse nur so strotzten, aber nichts half. Sein Zustand verbesserte sich nicht. Er hatte es auch mit dem Trinken versucht, zwei Liter Cannonau pro Tag, wie man es in dieser Gegend immer noch gerne tut, aber es war nichts zu machen. Je gesundheitsfördernder seine Essgewohnheiten, desto schlechter ging es ihm. Als er um die sechzig war, probierte er hin und wieder eine Radikalkur mit dem Salat von Nonna Elvira, einer Prise Kurkuma, zwei kleinen Tomaten aus dem Garten und dem köstlichen Risotto von Arborea auf englische Art. Aber auch damit hörte er immer bald auf. Gegen die

DNA war kein Kraut gewachsen, da half der beste Lebensstil nichts. Und er stammte eben nur zur Hälfte aus der Ogliastra.

»Dieses gesunde Zeug ist nichts mehr in meinem Alter«, verkündete er eines Tages, als seinen Freunden auffiel, dass er ungewöhnlich blass und weniger munter war als sonst, und sie sich nach der Ursache erkundigten.

Gott holte ihn im Alter von 82 Jahren zu sich – Venanzio Oréri, Vorsitzender des Heimatvereins *Pro Loco*. Sein ganzes Leben lang hatte er für die Gegend geworben, ihre Attraktionen bekannt gemacht, die einzigartige Qualität der typischen Produkte herausgestellt, für die Traumstrände geworben, aber ...

Umsonst.

Keine Spur von Touristen. Falls sich mal einer in die Gegend verirrt, denn die Ausschilderung war schlecht, dann nur auf die Schnelle. Die Zeit reichte dann gerade für Benzin bei der einzigen Tankstelle in der ganzen Gegend und eine Limonade für die mitfahrenden Kinder. »Den Touristen sind wir viel zu weit weg vom Meer«, so das Mantra in der kleinen Gemeinde. Venanzios Enttäuschung war anfangs groß gewesen, bis er auf die brillante Idee verfallen war, eine *Sagra dei Tacchi* zu organisieren, ein Fest, das die für die Ogliastra typischen spitzen Kalkfelsen feiern sollte, die ihrem Namen alle Ehre machten, denn sie sahen aus wie die Absätze hochhackiger Schuhe. Inmitten all dieses Kalks waren sie geboren, etwas anderes hatten sie nicht. »Das sind unsere Dolomiten«, betonte er allen gegenüber, Politiker eingeschlossen. Die darauf folgenden Kommentare hatten mehr oder weniger alle den gleichen Tenor. »Wie hoch dürfen sie denn sein? Zehn oder zwölf Zentimeter?« »Geht

auch Keilabsatz oder müssen es Pfennigabsätze sein?« Eine Agentur vom Festland hatte es noch weiter auf die Spitze getrieben: »Achtzehn Zentimeter sind auch okay, die sind hier in Mailand diese Saison der Hit.«

Selbst wenn seine Initiative Erfolg gehabt hätte – es gab nur ein einziges kleines Hotel, öffentliche Verkehrsmittel fehlten, der letzte Zug war 1957 gefahren, und bei dem Zustand der Straßen hätte es ein kleines Wunder gebraucht. Lange Rede, kurzer Sinn: Es war ein aussichtsloses Unterfangen. Und jetzt hatte man ihn leblos in seinem Steinhaus am Fuß der Berge gefunden, mit dem unbeschwerten Gesichtsausdruck von jemandem, der in seinem Körperfett ruhend dahinscheidet, und er hinterließ eine Lücke in der kleinen Gemeinde, die nicht zu füllen war.

Eine treffende Formulierung: Denn niemand wollte seinen Posten als Vorsitzender des Heimatvereins.

Ein Machtvakuum, in das sich wahrlich niemand drängte.

Dario Trevéssu und Fausto Pappatrigu, seine beiden ältesten Freunde, kramten in den Dokumenten herum. Vielleicht fand sich ja eine Idee für die kommende Sommersaison, die sie gleich entsorgen konnten, ohne dass die Gemeinde etwas davon mitbekam. Aber nichts, nur das Faltblatt einer Reiseagentur mit vielen exotischen Fotos. Trevéssu stach auf einem angehefteten Blatt Papier der Satz ins Auge: »M. Venanzio aimez-vous cette phrase: *La Sardaigne que vous voulez?*«

Da standen auch noch andere Sätze in einer Sprache, die ihnen wie Französisch vorkam, das sie beide aber nicht beherrschten, und außerdem gab es da noch ein Blatt mit Noti-

zen, fast wie ein kurzer Anmerkungsapparat, diesmal in Venanzios Handschrift. Am Rand befand sich eine Adresse: Rue de L'Arnaque, 1315 Paris.

Ihnen das geben, was sie verlangen.
Genau. Ihrer Vorstellung entsprechen.
Banditen funktionieren, das Meer nicht.

»Häh? ... Banditen funktionieren? Venanzio war schon komisch«, sagte Dario Trevéssu ziemlich teilnahmslos. Fausto Pappatrigu war von der Hausnummer überrascht.

»1315? Kann das sein?«, rief er verwundert.

»Kann schon sein ... Auf Sardisch bedeutet Paris zusammen, aber ich glaube, in Französisch heißt Paris einfach Paris«, gab Dario sich gelehrt.

»Eine ganz schön hohe Hausnummer! Um von eins bis 1315 zu kommen, braucht man einen Bus. Hier ist die höchste Hausnummer 88«, sagte Pappatrigu.

»Klar sind die hoch, da wohnen Millionen Leute, nicht wie hier, wo sich Fuchs und Hase Gutenacht sagen.«

In der Lokalpresse hatte gerade das Ergebnis der letzten Volkszählung gestanden. Alle, bis auf den letzten Einwohner, hatten mitgemacht. Man wollte wie immer über 1000 kommen, aber es hatte nicht gereicht: 987.

Und die Schulen? Es gab nur noch eine Grundschule und die vom Gesetz vorgeschriebenen Mindestklassen. Kinder wurden keine geboren, und die jungen Leute zogen weg, noch bevor sie volljährig wurden. Für die Zukunft fehlten Perspektiven – mit

Touristen oder Festen rund um Wildschwein und Schaf war es nicht getan.

»Wir sind so gut wie am Ende«, so Darios Kommentar zur Volkszählung.

»Wir haben in zwanzig Jahren zweitausend Einwohner verloren. Venanzio hatte recht damit, dass wir alle dazu verdammt sind auszusterben ... Wir werden eine Diaspora«, hatte Pappatrigu hinzugefügt.

Sie bemühten sich, die Dokumente in Ordnung zu bringen, und dabei fiel ihr Blick auf einen Satz, der auf einem Blatt Papier mit kleinen geometrischen Figuren stand, wie sie Venanzio gerne kritzelte, wenn er nachdachte oder gerade eine seiner genialen Ideen ausbrütete.

*Sie hassen uns, sie hassen uns
aber wir müssen sie ärgern indem wir sie lieben*



2.

»*Saludàus.*«

Der Ragionier Franco Farruncas – dunkler Anzug, die schwarze Krawatte eines Bestattungsunternehmers, blütenweißes Hemd, feine Stadtschuhe und vor allem eine aufgesetzte sardische Leutseligkeit – wirkte beim Betreten der Bar von Samuele Baccanti wie ein böses Omen. Keiner erwiderte seinen Gruß. Vor jenem 21. November hatte ihn noch niemand hier gesehen. Außerdem zieht man unfehlbar sofort den Unmut aller Einheimischen auf sich, wenn man wie er unaufgefordert den Sarden herauskehrt. Manche der Stammgäste setzten ein mitleidiges Lächeln auf, aber heimlich, denn man bleibt hier höflich gegenüber Leuten, die ohne es zu wollen in einen Fettnapf treten.

Samuele hatte indes von seinem Vater Tore gelernt, seinen Kunden jeden Wunsch von den Lippen abzulesen, und ging daher schon mal zur Kaffeemaschine. Es war siebzehn Uhr nachmittags und bereits dunkel. Eigentlich eine ungewöhnliche Zeit für einen Espresso, trotzdem wusste Samuele schon, was der Andere bestellen würde.

»Einen Espresso und ein Glas Wasser mit Kohlensäure.«

Samuele war Ragionier Farruncas sozusagen zuvor-
gekommen, und dieser machte ihn darauf aufmerksam.

»Mir macht das Spaß ...«, erklärte ihm Samuele mit einem Lächeln. »Ich versuche zu erraten, was Gäste, die das erste Mal die Bar betreten, bestellen werden. Und Sie sehen aus wie einer, der gerne einen Espresso und ein Glas Mineralwasser hätte.«

»Wie sind Sie darauf gekommen? Und wenn ich jetzt ein Glas Wein bestellt hätte?«

»Dann hätte ich den Espresso eben selbst getrunken. Sie haben gelbliche Zähne, vom Kaffeetrinken und vom Rauchen. Kommissar oder Polizeiinspektor? Hoher Polizeibeamter? Handlungsvertreter?«

»Ziemlich heiß, gut geraten ... ist aber unwichtig.«

Als die Worte »ziemlich heiß« an die gespitzten Ohren der Stammgäste drangen, und das ausgerechnet in einer von Brandstiftung heimgesuchten Gegend, war ihnen klar, dass sie entweder einen Vollidioten oder irgendeinen Politiker vor sich hatten, der auf Unterschriftenfang war, weil er sich für die Fähren oder die Preise der Tickets etwas Neues ausgedacht hatte. Auch Samuele ging darüber hinweg. Er setzte ein Lächeln auf und fragte nicht weiter nach.

»Ich bin der neue Vertreter des Tourismusverbandes«, sagte der Fremde lässig.

Diese Nachricht wurde mit Desinteresse aufgenommen. Solcherart Typen kannte man hier. In den vergangenen dreißig Jahren hatte es mehr Vertreter zur Förderung des Tourismus als Chefredakteure der *Unione Sarda*, der Tageszeitung, gegeben.

Samuele gab sich trotz allem zuvorkommend.

»Sie haben einen sardischen Akzent? Wie kommt's?«
»Eja, ich bin Sarde. Was ist daran komisch?«
»Wir sind an Akzente vom Festland gewöhnt, verstehen Sie?«
»Finden Sie es seltsam, dass man einen Sarden geschickt hat?«

In der Tat mehr als seltsam. Das sah nach dunklen Machenschaften aus. Es war gegen die Natur.

Aber Samuele behielt seine Gedanken für sich.

Ragionier Farruncas trank erst seinen Espresso, dann das Glas Wasser aus. Ebenfalls eine seltsame Geste, dachte Samuele bei sich, und sein Blick fand sofort komplizenhafte Zustimmung bei den Stammkunden.

»Erst das Wasser, dann der Espresso. Man trinkt das Wasser nicht hinterher. Völlig untypisch für einen Raucher. Wenn er sich jetzt auch noch eine Zigarette ansteckt, stimmt mit ihm was nicht.«

Franco Farruncas verschlimmerte die Lage, indem er eine Schachtel Zigarren mit Kaffeeearoma zutage förderte. Für Samuele Baccanti war er damit für immer unten durch. Das gab sein unmissverständlicher Blick zu verstehen, den Samuele auch für jene bereithielt, die Cannonau mit Sprudelwasser verdünnten.

Farruncas schnupperte an seiner Zigarre.

»Ich bin auf der Suche nach den Leuten vom Heimatverein. Kennen Sie die? Und wissen Sie zufällig, wo ich sie finde? Man wird doch ein Büro haben«, sagte er freundlich.

»Der Vorsitzende ist vor ein paar Tagen gestorben«, antwortete Samuele ohne großes Interesse.

»Ich weiß, dass er verstorben ist. Der Kommissar der Prä-fektur hat es mir gesagt. Aber wissen Sie, ob man vielleicht schon einen Nachfolger gewählt hat?«

»Ah, der Kommissar der Präfektur hat Ihnen das gesagt. Hier gibt es nicht mal einen Bürgermeister, keiner hat hier Lust, sich für was auch immer zu engagieren. Und soweit ich weiß, nein, es gibt keinen Nachfolger. Das Büro befindet sich in Cuccureddu, im Dorf ganz oben. Dahin geht aber keiner, zu Fuß kommt man da kaum hin.«

»Was wollen Sie damit sagen? Das gehört aber doch immer noch zu Telévras, oder hat man sich dort unabhängig gemacht?«, fragte Farruncas sarkastisch nach.

Samuele blieb höflich. »Das könnte man fast meinen. Die leben dort praktisch in ihrer eigenen Welt und haben mit dem Rest des Dorfs nicht viel am Hut. Nicht mal hier in der Bar lassen sie sich sehen.«

»Soll das ein Scherz sein?«, fragte Farruncas.

»Nicht unbedingt«, gab Samuele, immer noch lächelnd, zur Antwort. »Mit dem Auto kommen Sie da nicht hoch, höchstens bis zum Ende der ersten Steigung. Dann fragen Sie sich weiter durch, falls Sie jemanden sehen. Wenn ich mich nicht irre, ist das Büro an einem kleinen Platz namens *Regaliu*.«

»Ich werde von hier zu Fuß gehen, für mein Auto sind die Straßen hier zu eng.«

Und so machte sich Franco Farruncas, der neue Vertreter des Tourismusverbandes, an den Anstieg.



3.

Es fing in Strömen an zu regnen. Kaum hatte der Rationiere die steile Straße hinter sich gebracht, die an dem kleinen Platz endete, wo sich der Heimatverein befand, prasselte der Regen auf ihn herab. Er flüchtete sich unter einen der Bogengänge, nahm aber sofort wieder Reißaus, denn zwischen den alten Bodenplatten flossen kleine Regenbäche. Er wollte sich schon dafür verfluchen, dass er zu Fuß gekommen war, als sich Fenster öffneten und die wenigen Bewohner fröhlich ein Lied anstimmten. Im Chor hießen sie den Regen willkommen.

Es hatte seit dem vierzehnten März nicht mehr geregnet, und nach acht Monaten Trockenheit gehörte es sich, dass man das Ereignis gebühlich feierte. Und wenn man zum ersten Mal in diesem Ortsteil Cuccureddu war, begriff man sofort, dass die Leute hier etwas seltsam waren: Fenster wurden geöffnet, die wenigen Kinder kamen auf die Straße, um in der Dunkelheit zu jubeln, und die Frauen, die ebenfalls aus ihren Häusern traten, grüßten einander mit einem Lächeln, als gäbe es den heiligen Antonius zu feiern. Endlich war wieder Wasser da, und man hoffte, dass das Rationieren nun ein Ende haben würde. Nachdem Rationier Farruncas das Getümmel in Augenschein ge-

nommen hatte, lief er eilig auf den Heimatverein zu und vergaß ganz, dass es gleichgültig war, ob er rannte oder sich langsam wie eine Schnecke fortbewegte – er würde immer gleich nass werden. Aber manches weiß man eben nur in Cuccureddu. Hier ist die Physik noch immer eine solide Angelegenheit und keine Science-Fiction. Und in der Tat war er bis auf die Knochen nass, als er vor dem Büro des Heimatvereins stand.

Die Tür war angelehnt, und es brannte Licht, und so trat er ein, ohne anzuklopfen. Drinnen hatten sich vier Leute um einen PC versammelt und verfolgten den Wetterbericht. »Wow, diesmal haben sie mal richtig gelegen«, lauteten die fröhlichen Kommentare.

»Hast du gehört, Fausto, angeblich soll es eine ganze Woche lang regnen.«

Farruncas räusperte sich höflich, um die Gruppe auf sich aufmerksam zu machen.

Alle drehten sich überrascht zu ihm um.

»Guten Abend, haben Sie sich verlaufen?«, fragte Dario Trevéssu zur Begrüßung, die anderen drei grinsten.

»Nein, ich suche nach den Leuten vom Heimatverein.«

»Da sind Sie richtig, aber der Vorsitzende ist verstorben. Und wer sind Sie?«, fragte Dario.

»Ich heiße Franco Farruncas und bin der neue Vertreter des Tourismusverbands. Ich bin Sarde, so wie ihr, und ich wollte mit euch über ein wichtiges Zukunftsprojekt für eure ... für unsere Gegend hier sprechen.«

In Telévras für Überraschung zu sorgen, war schon immer schwierig gewesen, aber in Cuccureddu war das über die Jahre

so gut wie unmöglich geworden. Ragionier Farruncas gelang indes etwas Ungewöhnliches: Den vier Einwohnern von Cuccureddu hatte es die Sprache verschlagen. Sie standen da wie angewurzelt und überlegten, wie jemand von Farruncas' Niveau auf die Idee kam, sich die Mühe zu machen und ihren winzigen und unbekannten Heimatverein aufzusuchen.

»Ich würde euch ja auf der Stelle einweihen, aber hier geht es um eine wichtige Angelegenheit. Und ihr habt ja noch kein Führungsgremium gewählt. Ihr hinkt mit allem hinterher. Es fehlt nicht nur ein Vereinsvorsitzender, sondern auch ein Rechnungsprüferkollegium und eine Schiedskommission. Wenigstens hat mir der Kommissar der Präfektur das so erklärt.«

»Ja, stimmt«, sagte Dario Trevéssu. »Aber hier will niemand das Amt des Vorsitzenden übernehmen, das ist noch schlimmer als das des Bürgermeisters. Können Sie uns aber vielleicht schon verraten, worum es geht? Vielleicht in groben Zügen?«

»Zuerst müsst ihr einen Vorsitzenden wählen und die gesetzlich vorgeschriebenen Gremien einrichten. Aber ich garantiere euch, dass diese Gegend mit euer Mithilfe wieder erblühen wird, und diesmal gibt es Arbeitsplätze für alle. Und zwar offizielle, angemeldete, für die alle gesetzlichen Beiträge abgeführt werden.«

Arbeitsplätze. Das Zauberwort, und zwar das einzige, das selbst jene aufhorchen ließ, die sonst mit jedwedem Vertreter des Staates wenig am Hut hatten. Ob aus dem Mund eines Kommissars der Präfektur, Inspektors, Staatsanwalts, Politikers oder eines Priesters – dieses Wort war magisch.